

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Beschreibung meiner Reise in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Mosel im sechsten Jahr der französischen Republik

Becker, Johann Nikolaus

Berlin, 1808

XVI. Beilstein. Dorf Kellberg und Pfarre. Äusserste Verdorbenheit der
Pfaffen

[urn:nbn:de:bsz:31-120436](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-120436)

XVI.

Beilstein.

Gleich hinter *Meien* erhebt sich ein steiler Berg, von dem man einen grossen Theil des *Meienfeldes*, der Rhein- und Moselgebirge und der *Eifel* übersehen kann. Die letztere habe ich nun nach Gemächlichkeit durchwandert.

In dem Dorfe *Kellberg*, drei Meilen hinter *Maien*, habe ich mich zum ersten Mable festgesetzt, um das Land rund um mich her mit Muse zu überschauen, und nach Umständen tiefer einwärts zu wandern. Aber die Lust verging mir schon gleich in den ersten Tagen. Ich war wilens, über *Prüm* bis nach *Lüttich* und *Brüssel* hinab zu gehen, aber wahrlich schlimmer hätte ich keinen Weg wählen können. Ich bin nicht weiter, als eine Meile diesseits *Prüm* gekommen. So süß auch Abenteuer sein mögen, und so gerne ich so recht nach fahrender Ritter Art trotz aller Beschwerlichkeiten immer weiter vorwärts dringe,

so unmöglich war es mir dieß Mahl. Die Natur selbst hatte mir den Grenzstein gesetzt: *bis hier und nicht weiter.*

In *Kellberg* habe ich acht Tage bei dem bigotten Pastor gesessen, dessen alte Schwester sich (mögen es ihr ihre Heiligen lohnen) recht freundlich mit meinem kranken Fuß beschäftigte, den ich mir auf dem schlechten Wege dahin geholt hatte. Wahrlich, Zufälle der Art möchten Einem die Fußreisen auf immer verleiden! In ein bis zum Ersticken warmes Zimmer eingeschlossen, das so niedrig war, daß ich die Decke ohne Mühe mit dem Kopfe erreichen konnte, von Pfaffen und Betschwestern umlagert, habe ich den Vorschmack der ewigen Seligkeit empfunden, die nach des Pastors Versicherung Ketzer meiner Art bevorsteht. Ein Glück für mich, daß der bequeme Mann Abends mit den Hünern zu Bette ging, und Morgens erst um neun Uhr sich aus seinen hipochondrischen Federn erhob. So hatte ich doch wenigstens Muße, nach Sonnenuntergang ein wenig im Dorfe herumzuhinken, und an den Freuden der Heu - Ernte, die hier spät anfängt, Theil zu nehmen.

Was am besten in diesem Lande gedeiht, sind Kartoffeln, die ich nirgends von solcher Größe

und zugleich so schmackhaft gefunden habe, als hier. Das ist aber auch Alles. Der Roggen ist nur sehr schlecht, und Obst kennt man gar nicht. Wenn die Kirschen reifen, fahren die Bauern an die Mosel, und kaufen da ein Paar Ladungen auf, die sie hier wieder um einen dreifachen Preis absetzen. Wenn ein Mahl ein Apfel guter Art aufkommt, so wird dies als eine außerordentliche Erscheinung und als ein Segen des heil. VINZENZ betrachtet, der hier und in elf Dörfern sich das Patronat-Recht ersessen hat, d. h. dessen unbegreifliche Wunder die Einwohner bewogen haben, sein Bild vor andern Heiligen über den Altar zu stellen, und sein Fest mit großen Feierlichkeiten zu begehen.

Elf Dörfer sind nach *Kellberg* eingepfarrt, und manche sind über eine starke Meile von der Mutterkirche entfernt. Die Unbequemlichkeiten, die daraus für die armen Leute entstehen, sind sehr groß. Wer wird von einem Bauer dieser Gegend fordern, daß er sein Kind ein Paar Tage ungetauft liegen, oder seine Frau ohne Abendmahl und letzte Ölung sterben lassen soll? Und in diesem Zustande befinden sich die Leute täglich. Oft werden sechs und mehr Stunden erfordert, ehe der Priester mit seinen Heiligtümern bei dem Kranken

erscheinen kann, und oft stirbt dieser, ehe er durch priesterlichen Segen und heilige Salbung gestärkt ist. In diesem Falle erwarten die Anverwandten mit Entsetzen ein schreckliches Gericht von oben; sie sehen die Seele des Verschiedenen wachend und in ihren Träumen in den Schwefelflammen der Hölle braten, und verlieren sogar etwas in ihrem bürgerlichen Werthe bei ihren Mitbürgern. Wie schrecklich ein solcher Zustand für den gemeinen Bauer sein müsse, läßt sich leicht begreifen. Und doch geschah unter der vorigen Regierung nichts, gar nichts zur Abstellung dieser Mißbräuche. Der Pastor mästete sich an der Krippe seiner Kirche, und legte Kapitalien an, statt dafs er mit einem Drittheil seiner Einkünfte sich hätte begnügen, und von dem Überschusse einige Kapläne hätten besoldet werden können.

Die Hauptursache der Finsternifs in diesem Lande liegt gewifs in dem Zustande der Geistlichkeit. Da findest Du auch keinen Mann, der sich von den gröbsten Vorurtheilen losgemacht hätte. Ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einigen Kanzel-Hanswurstiaden beizuwohnen, die von dem Pastor in *Kellberg* während meines Aufenthaltes aufgeführt wurden. Wahrlich, abgeschmackteres kann man nichts hören, als eine

Predigt aus einem solchen Munde! Und doch gilt dieser Mann noch bei den übrigen für aufgeklärt! An den hohen Festtagen des Jahres sieht man die Seelenhirten in den Hauptkirchen sich versammeln; Leute, mit ungeschornem Kinn, ungekämmten Haaren, zolllangen Nägeln, durchlöchernten ungebürsteten Hüten, abgeschabten Röcken von ungewisser Farbe, von Wein und Branntwein glühenden Gesichtern. Wo sie hinkommen, werden sie mit Ehrfurcht und Hundesdemuth von den Bauern empfangen; die Kinder laufen ihnen entgegen und küssen ihnen die ungewaschenen Hände. Der arme Hausvater holt seine letzten neun Albus aus dem bestäubten Schranke, und giebt sie ihnen — für eine Messe. Die Mädchen öffnen ihnen die für den wackern Jüngling verschlossenen Busen, und lassen sich unmittelbar darauf die Absolution von ihnen ertheilen. Ein unschuldiges Mädchen verführen, ehrliche Hausmütter in der ehelichen Treue wanken machen, das sind gewöhnliche Sünden dieser Diener der Kirche. *Thut es doch auch der heilige Vater zu Rom* *), antwortete mir Einer

*) PIUS den Sechsten, den letzten Regenten auf dem Stuhl Petri, kann mein Priester schwerlich gemeint haben. PIUS ist unter den unreinen Päbsten einer der reinen.

von ihnen, den ich darüber zur Rede stellte. — Am Studiertische findet man keinen dieser Bonzen. In ihren Bücherschränken haben sie nichts als den lustigen Pater ABRAHAM à *Sancta Clara*, und die Legenden des Paters MARTIN von *Kochem*. Dagegen verstehen sie sehr gut, Pferde abzurichten, Schweine zu treiben, Kartoffeln zu graben und Karten zu spielen.

Wenn meinem Manne Kenntnifs der Geschichte zuzutrauen wäre, so könnte sein heiliger Vater, ALEXANDER VI sein, von dem es irgendwo (*Specimen historiae arcanae sive anecdota de vita papae ALEXANDRI VI, seu excerpta ex Diario Joanonis BURCHARDI Argentiniensis, capellae ALEXANDRI VI papae Clerici, ceremoniarum magistri*) heisst: *Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum duce Valentinensi, in camera sua in palatio apostolico, quinquaginta meretrices honestae, Cortesianae nuncupatae, quae post coenam chorearunt cum servitoribus, et aliis ibidem existentibus; primo in vestibus suis, deinde nudaе. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensae cum candelis ardentibus, et projectae ante candelabra per terram castaneae, quas meretrices ipsae super manibus et pedibus nudaе candelabra pertranseuntes colligebant, Papa et duce et LUCRETIA sorore praesentibus et aspicientibus: tandem exposita dona ultima, diploides de serico, paria caligarum, bireta et alia, pro illis, qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent; quae fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatae arbitrio praesentium, et dona distributa victoribus. — Meine deutschen Leser werden mir wohl die Übersetzung erlassen.*

Eine kleine halbe Stunde von *Kellberg* liegt ein hoher Berg, *Hochkellberg* genannt, den ich einige Mahl bestiegen habe. Auch da finden sich Spuren von den Revolutionen in der Natur, die ich in meinem vorigen Briefe bei *Mennig* berührt habe. Dieser Berg ist oben sehr breit, und mit Gebüsch verwachsen, das die Aussicht nicht wenig verschleiert. Er nimmt sich wegen seiner Höhe in diesem ziemlich flachen Lande sehr gut aus, und man kann ihn von den Moselgebirgen sehr deutlich liegen sehen. Die meiste Zeit über ist sein Haupt in düstern Nebel gehüllt und bis tief in den Sommer mit Schnee bedeckt.

Die Veränderung des Klimas ist in diesem Lande sehr auffallend. Obgleich nur drei Meilen von den warmen Thälern der Mosel entfernt, glaubt man sich nach Siberien versetzt. Mit dem Anfange des Vendemiaires wird das Land schon mit Reif und Schnee überzogen, und meist so stark, daß für den Reisenden nicht mehr durchzukommen ist. Die Einwohner der Dörfer pflegen dann täglich in der Frohne ihren Pfarrern einen Weg durch den Schnee aufzugraben, oder ihn mit Pferden und Vorspann in die Kirche abzuholen. Es ist nichts seltenes, daß man Leute in den Schneehaufen begraben findet, und daß ganze Dörfer mit

Schnee so bedeckt werden, daß sie in der Ferne kaum zu erkennen sind. In diesen traurigen Zeiten fallen die gierigen Raubthiere die Hütten der armen Einwohner an, und schleppen ihnen die jungen Rinder und Pferde weg. Gewiß wirst Du erstaunen, wenn ich Dir versichere, daß es in diesem Lande noch reisende Wölfe giebt, die in den hellen Winternächten mit gräßlichem Gebrülle die öden Wälder durchstreichen und die Gegend rund umher mit Schrecken erfüllen. Die Vorkehrungen zur Vertilgung dieser furchtbaren Feinde der Menschen und des Viehes sind sehr schlecht. Man sucht sie nicht in Gruben zu fangen. Ehemahls, als die Jagd noch landesherrliches Regal war, dachte man grausam genug, die Wölfe nur im Winter wegzuschiesen, weil im Sommer ihre Pelze nichts werth sind. Die Jäger lockten sie dann nahe an die Dörfer auf Aas, und schossen sie aus ihren Fenstern todt. Dann ward der Pelz mit Stroh ausgestopft, und die Jägerbursche trugen ihn auf dem Lande herum, und bettelten Eier zusammen, zur Bezahlung, daß sie die Bewohner von einem Raubthiere befreit hatten. Gewiß kann man sich nichts Schrecklicheres denken, als daß der arme Landmann sein theures Vieh von Wölfen erwürgen lassen mußte, ohne seinen Feind angreifen zu

dürfen. Der Graf von *Manderscheid-Blankenheim* war in dieser Gegend der NIMROD dieses Jahrhunderts. Seine Jäger hatten die geschärftesten Befehle, Jeden, den sie in ihrem Reviere ertappten, wenn er nicht stehen wollte, ohne weiteres wie einen tollen Hund niederzuschieszen. Es giebt der Beispiele nicht wenige, das auf diese Art Leute zu Krüppeln geschossen wurden wegen eines — Hassens; das junge Bauerbursche, die aus jugendlichem Frohsinn eine Flinte in den *blankenheimischen* Revieren abbrannten, auf mehrere Jahre wie die größten Verbrecher an die Karre geschmiedet; das Reisende, die aus Unbekanntschaft mit den hochgräflichen Jagdgesetzen, eine ungeladene Flinte auf dem Rücken durch einen Wald gingen, nach *Blankenheim* in Gefangenschaft geführt wurden. Es war nichts seltenes, das die Jäger zweier angrenzenden Herrschaften förmlich gegen einander zu Felde zogen, und Schlachten lieferten, die oft blutig waren. Dafür hatte aber auch der erlauchte Herr Graf ein Revier aufzuweisen, dem aufer den *zweibrückischen* keines diessseits des Rheins vorzuziehen war; dafür konnte er sich das gräfliche Vergnügen machen, auf den Saaten der armen Bauern eine Zahl von Hirschen, Rehen und wilden Schweinen zu hetzen, so groß sie ihm beliebte.

Der Graf hatte sich in Rücksicht seiner Jagdliebhaberei, den Herzog von *Zweibrücken*, von dem ich schon ein Mahl gesprochen habe, zum Muster genommen, und man muß gestehen, daß er nicht weit hinter diesem trefflichen Muster zurückgeblieben ist. Wenn man durch das Thor seines Schlosses zu *Blankenheim* einpassiren will, so wird man von beiden Seiten von zwei wütigen, in Ketten hängenden Bullenbeißern angefallen, und auf dem Hofe sah man nichts als Hunde, Jagdpferde und Leute in grünen Röcken. Alle Thüren sind mit Hirschgeweihen von 10 bis zu 16 Enden geschmückt, und in den Zimmern sieht man nichts, als Gemälde von Jagdvorfällen, die einen unbeschreiblich eckelhaften und scheußlichen Anblick darbieten. Eines davon ist besonders auffallend. Es nimmt eine ganze Wand eines großen Saales ein. Sechs Hunde hängen an einem trefflichen Hirsche, und reißen ihm blutigierig die Eingeweide und Hoden heraus. Zur Seite steht der Herr Graf mit seiner schönen Gemalin, und weidet sich an diesem Anblicke, wie das arme Thier noch seine letzten Kräfte anstrengt, um seine Peiniger abzuschlagen, und endlich entkräftet zu Boden sinkt. Der Graf hat das Weidmesser gezogen, um am Ende dem Thiere, wenn es alle Grade der Pei-

nigung ausgestanden hat, den Fang zu geben. Das sind gräfliche Heldenthaten.

Ich nahm Nachmittags zu *Kellberg* meinen Wanderstab in die Hand, und machte mich auf die Reise nach *Prüm*. Man beschrieb mir den Weg dahin als sehr angenehm und nicht weiter als vier Meilen. Ich dachte ihn in drei Tagen zurückzulegen, weil ich mir Zeit lassen wollte, um die Menschen in diesem Lande recht nach Gemächlichkeit kennen zu lernen.

Von *Kellberg* geht es nach und nach bergan, über traurige Heiden und Gebüsche, in denen man vor Nachstellungen nicht sicher ist. Nur nahe an den Dörfern, die im höchsten Grade armselig sind, sieht man angebaute Felder, alle mit Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der Bauer düngt hier seinen Acker mit Gesträuch, und dürrem Grase, das sie in den Sommermonaten sammt der daran hängenden Erde auf den ungeheuern Heiden ausgraben, und ihrem Vieh unterlegen. Dieser schlechte Dünger ist auch eines Theils Schuld daran, daß der schlechte Boden nicht veredelt, sondern noch immer mehr und mehr ausgesaugt wird.

Die Häuser sind durchaus von Leimen, und so schlecht gebaut, daß man mit einem Knotenstocke ganze Wände einschlagen kann. Die

Dächer sind mit Stroh gedeckt, denn die Schiefer sind zu theuer, und müßten erst aus den Moselgebirgen hierher gebracht werden, und auf die Ziegelfabrikerei versteht man sich nicht. Da und dort schimmert indessen doch ein bläuliches Dach in den größern Dörfern unter den Strohhütten hervor, und man kann dann gewiß sein, daß man wenigstens die Wohnung eines Schulzen oder eines Pastors vor sich hat. Ein Schieferdach wird für etwas großes gehalten, und der Bauer hatte weiland einen guten Theil bürgerlicher Ehre mehr, wenn er unter einem Schieferdache wohnte, als sein Nachbar, der sich mit einem Dache von Stroh begnügen mußte. Man findet daher auch keine einzige Kirche in diesem armen Lande mit Stroh gedeckt. Die Einwohner darben lieber selbst, ehe sie so was zugeben.

Man bereitet hier das Brot meist nur aus Hafer und Kartoffel-Mehl, und oft werden selbst ganze Kartoffeln mit hinein gebacken. In den ersten Tagen war mein Magen für diese Speise noch zu delikat. Ich habe mich aber auch daran gewöhnt, denn man ließe in der That Gefahr Hunger zu leiden, wenn man besseres Brot oder auch nur etwas anderes als Kartoffeln verlangte.

Auffallend ist es, daß es in keinem Dorfe

Bier giebt. Der gemeine Bauer trinkt Wasser, und die Andern müssen Sonntags zu ihren getrockneten Birn und ihrem Haberbrei ein Glas Wein haben, den man von der Mosel kommen läßt. Dieser Wein ist aber so schlecht, daß er nur groben Kehlen behagen kann. Schnaps wird nur sehr wenig getrunken, und es gehört selbst bei einem Theile der Bauern zur schlechten Empfehlung, wenn Jemand ein großer Liebhaber des Schnapses ist.

Schlechter giebt es nichts als die Wege in diesem Lande. Ohne Führer ist es kaum möglich, sich zurecht zu finden. Ich schlug auf der Höhe vor *Kellberg* einen Fahrweg ein, weil ich sicher glaubte, er würde mich wenigstens zu Menschen führen. Aber abgerechnet, daß mir keine Seele begegnete, hörte mein Weg auf ein Mahl mitten im Walde auf, und ich stand in einer mir unbekanntem Gegend einsam da. Die Sonne war schon hinter den Berg gesunken, und im Walde fing es schon an dunkel zu werden. Ich sah nur zwei Wege vor mir, aus dieser Verlegenheit zu kommen, entweder gerade vorwärts zu gehen, und zu versuchen, ob sich irgend ein Dorf von mir finden lassen wollte, oder die Nacht im Walde zuzubringen. Der erste schien mir gefährlich. Ich wußte nicht, wie weit der Wald noch gehen konnte, und

musste fürchten, mich immer tiefer zu verirren. Ich wählte den letzten, und kauerte mich getrost unter eine alte Eiche, um so den Morgen und mit ihm meine Erlösung abzuwarten. Der Mond war eben aufgegangen, als ich entschlummerte. Ich mochte wohl zwei bis drei Stunden so gelegen haben, als ein heller Gesang an meine Ohren schlug und mich erweckte. Nicht weit von mir, zur Rechten, sah ich ein großes Feuer brennen, um das sich einige Männer im Kreise gelagert hatten. Ich muß Dir nur gestehen, daß es mir nicht wohl bei diesem unerwarteten Anblicke zu Muthe ward. Der Gedanke an Räuber war zu dieser Zeit und an dieser Stelle sehr natürlich. Ich war unentschlossen, was ich thun sollte. Aufstehen und mich fortschleichen konnte ich nicht. Die Herren waren mir zu nahe, als daß ich nicht von ihnen hätte bemerkt und gehört werden müssen. Indem stand Einer von ihnen auf, und ich konnte bei dem Schein des Feuers ziemlich deutlich erkennen, daß es ein Bursche war, den ich bei dem Pfarrer zu *Kellberg* schon gesehen hatte. Nun stand ich auf und ging hin. Sie kannten mich Alle, und waren verwundert, mich hier zu sehen. Sie hüteten da ihre Pferde, und, um munter zu bleiben, hatten sie ein großes Feuer ange-

zündet. Ich hörte nun mit Erstaunen, daß ich nur eine halbe Stunde von *Kellberg* entfernt war. Dahin zurück wollte ich nicht. Ich bat also einen von ihnen, mich auf das erste beste Dorf zu führen, das auf dem Wege nach *Prüm* läge. Aber da wufste keiner Rath, denn keiner war noch in *Prüm* gewesen und wufste, wo es lag. Ich nahm nun meine Landkarte zu Hilfe, um ungefähr den nächsten Ort aufzusuchen. Ich fand *Hillesheim*. Aber bis dahin waren es noch drei starke Stunden. Indessen hatte ich nun so viel gewonnen, daß sie mich weiter bringen konnten, denn sie kannten die Stadt *Hillesheim*, wie sie sagten, alle wohl. Das nächste Dorf auf dem Wege dahin war eine Stunde weit entfernt, und hieß *Bongard*. Ich brach mit HANNES, so hieß mein Führer, dahin auf. HANNES war sehr gesprächig, und es ging ihm in der finstern Nacht gerade so wie SCHERASMIN'EN IM OBERON. *Herr fing er an, in diesem Walde ist's nicht just. Da geht ein Mann mit einem Mantel von Blei drinn um, der in seinem Leben den Bauern unrichtiges Holzmaafs gegeben hat; er klopft mit einem Hammer an die Bäume, und wer ihm in den Weg kommt, dem schlägt er den Hirnkasten ein.* Indem hörten wir von fern, wahrscheinlich einen Holz-

dieb, an einen Baum schlagen. Mein HANNES that einen lauten Schrei: *Da kommt er, da kommt er!* und ohne sich weiter um mich zu bekümmern, lief er bergein, als ob er den bösen Kobolt schon auf der Hauben hätte. Glücklicherweise hatte er bald eine Wiese vor dem Walde erreicht, wo er sich niedersetzte und aus Leibeskräften zu schreien anfing. Ich durfte also nur der Stimme nachgehen, um mich aus dem Walde herauszufinden. HANNES freute sich kindisch, als er mich wieder hatte, und that mir den Vorschlag, auf dieser Wiese den Morgen zu erwarten, denn da könnte uns der böse Geist nichts anhaben, weil es eine Kirchenwiese wäre. Ich machte Vorstellungen, ich bat, ich drohte. Umsonst. Ich mußte nachgeben. Wir legten uns beide nieder und schliefen bifs an den Morgen. *Bongard* lag vor uns. Ich nahm von meinem Führer Abschied, und ging fürder, schon lüstern auf das Frühstück, das ich da einnehmen wollte. Aber in *Bongard* war leider keine Schenke zu finden. *Ist denn kein Pastor hier?* fragte ich einen Mann. Man wies mich zum Frühmessenmacher. Ich fand den Mann in einem kleinen Häuschen in der Küche, beschäftigt, sich seinen Frühkoffe zu brauen. Nach einigen Entschuldigungen, ob ich mit einem Koffe und einem

Stück Fladen vorlieb nehmen wollte, führte er mich in seine Stube. Ich staunte. Die vier Wände waren mit Büchern von oben bis unten besetzt. „*Sie wundern sich wohl, fing der Mann an, hier eine kleine Büchersammlung zu finden, da Sie das wohl bei den Geistlichen unseres Landes nicht gewohnt sind?*“ Ich sagte ihm ohne Umstände meine Meinung über seine Kollegen, und fing an, mich ein wenig in seinen Büchern umzusehen, während er selbst das Frühstück bereitete. Aber kalt überließ es mich, als ich einen Band nach dem andern vor mir aufschlug und nichts fand, als — Legensdenschreiber, Aszeten, mönchische Prediger und Beichtväter. Und dieser gute Mann darbt bei trockenem Brot und einem Glase Wasser, um seinen letzten Dreier an elende Scharteken zu verschwenden, um seinen Feuergeist in Mönchsino-ral, und in dem Unrathe der *Dollandisten* zu ersticken. Er hat in *Prag* studiert, wo wohl die Jesuiten und andere Mönche seinen Geist irre geleitet haben mögen. Wie doch so vieles vom Zufalle nur abhängt! Hätte das Geschick diesen Mann in seinen jüngern Jahren nach *Göttingen*, nach *Jena* oder *Halle* geführt, gewiß wäre er der Reformator in dieser düstern Gegend, statt, daß er nun, vielleicht ohne seinen Willen, dem Aberglau-

ben Dienste leistet und den Mönchen in die Hände gearbeitet hat. Ich könnte hier in Versuchung gerathen, mich über diesen Mann zu ärgern, wenn mir nicht einfiel, wie wenig im Grunde dazu gehört, sich selbst von den Fesseln loszuwinden, die man unserm Geist in der Jugend angelegt hat. Wer nie über die Grenzen dieses Landes gekommen ist, wo soll er die Aufklärung hernehmen? Freilich wird sich mancher Geist finden, der stark genug ist, sich ohne äußern Anstofs über die Schranken zu schwingen, die man um ihn gezogen hat. Aber hängt doch nicht das meiste von Mittheilung, und von Verhältnissen ab? Ich versöhnte mich bei diesen Überlegungen wieder mit meinem ehrlichen Priester, und konnte es nicht über mich gewinnen, ihm wegen seiner Bücher Vorwürfe zu machen.

Nach einigen Stunden brach ich auf. Mein gastfreier Wirth begleitete mich bis *Ober-Ehe*, ein Dorf, das eine Stunde weit von dem seinigen liegt. Wir kamen durch sumpfige Wiesen, über dürre Haiden, Berge und durch Wälder. Der Weg war oft romantisch, aber das Land rund umher durchaus wild und unfruchtbar. Von einem hohen Berge herab sahen wir *Ober-Ehe* zu unsern Füßen liegen. Am Ende des elendesten schmutzig-

sten Dorfes nahm sich ein herrschaftliches Schloß gut genug aus. Es liegt unten im Thale und frapirt sehr, wenn man es auf ein Mahl, indem man aus einem düstern Walde hervortritt, tief unter sich liegen sieht. Es gehört dem Grafen von *Metternich-Winneburg*, der es vor ungefähr achtzehn Jahren von dem ehemahligen Besitzer, einem Herrn von VAIDER gekauft hat. Was die Republik in Zukunft daraus machen wird, muß man erwarten. Ich wenigstens wüßte es in diesem Lande gar nicht zu gebrauchen, weder zur Wohnung, noch zu einer Fabrike. Was soll man an einem Orte fabricieren, der keine taugliche Naturprodukte hat?

Mein Begleiter nahm es auf sich, mich bei dem Beamten, der sein Freund ist, und im Schlosse wohnt, einzuführen. Wir wurden unter dem Thore von einem freundlichen Mädchen, der Schwägerin des Beamten empfangen und mit frischer Milch bewirthet. Unser Mittagsessen war ländlich und frugal. Ich labte mich nach vierzehntägiger schlechter Bewirthung während meiner Streifereien durch dieß Land, hier an köstlichen Stein-Forellen, von schönen Händen bereitet und aufgetragen.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang nach *Hohenfels*, einem Dorfe, das schauerlich schön zwischen nackten Felsen in der abgeschie-

dentsten Gegend liegt. Ich ging in verschiedene Häuser, und liefs mich mit den Bauern in Gespräche ein. Sie hatten von ihren neuen Verhältnissen nicht die geringsten Begriffe, und die meisten wufsten es gar nicht ein Mahl, dafs sie nun nicht mehr Unterthanen eines deutschen Gräfchens waren, sondern mit der grofsen Nation zusammen hängen, die sie nicht ohne Schrecken nennen hören können. Daran sind die Priester und Mönche Schuld. Die Bewohner dieses öden Winkels, hinter unfruchtbare Felsen versteckt, haben während des ganzen Kriegs kaum einen fränkischen Soldaten gesehen. Aber man hat sie ihnen als Räuber und Gottesläugner geschildert, die die Kirchen plündern und das Bild des Gekrenzigten an den Schweifen ihrer Pferde durch den Koth schleppen. Ich suchte sie, so viel mir möglich war, über ihre neuen Verhältnisse aufzuklären. Ich bewiefs ihnen, dafs ein bürgerlicher Zustand, in dem man *kein Besthaupt, keine Rauchhüner, keinen Zehnten* geben, und *keine Frohndienste* nach der Lust eines oft harten Obern thun dürfte, doch weit wünschenswerther wäre, als der Zustand eines Sklaven, der nicht ein Mahl Herr seiner eigenen Handlungen ist. Aber sie sind durch rohe Unwissenheit, durch eine sistematische Beförderung der Dumm-

heit und einer knechtischen Unterwürfigkeit abgestumpft.

Am andern Tage mit dem frühesten machte ich mich nach *Hillesheim* auf, das noch eine starke Meile von *Ober-Ehe* entfernt liegt. Der Weg geht wie gewöhnlich in dieser Gegend, durch Sümpfe, Haiden, Gebüsche und Wälder, bis dicht an das Dorf, das in einem Thale liegt, und um nichts besser ist, als die gewöhnlichen gröfsern Dörfern dieses Landes. Die Leute rund umher thun ihm zwar die Ehre an, es eine Stadt nennen, und nach ihren Begriffen mag es auch wohl eine Stadt sein. Die Menschen kommen hier selten über die Grenzen ihres Kirchspiels hinaus, und selten findet man einen, der in seinem Leben eine Stadt gesehen hat. Was Wunders also, das er ein großes Dorf, das ein wenig besser aussieht als das seinige; ein Dorf, in dem es einen Pastor, einen Beamten, einen Krämer, und was über Alles geht, ein Kloster giebt, das er ein solches Dorf für eine Stadt ansieht.

Ich traf in *Hillesheim* einen alten Bekannten, mit dem ich noch eine Meile weit landeinwärts zog, und dann aus den oben schon angeführten Ursachen mit ihm an die Mosel zurückkehrte. Wir sind vorgestern Abend hier in *Beil-*

stein angekommen, wo wir noch zwei Tage auszuruhen gedenken, und uns dann auf der Mosel nach *Koblenz* einschiffen werden.

Hillesheim ist von hier sechs Meilen entlegen. Den Weg nahmen wir über *Ober-Ehe*, *Kellberg*, *Ülmen*, wo ein kleiner See und ein kleines Schloß ist, *Büchel* und *Fait*, lauter unbedeutende Orte, die Du in *BÜSCHING'S* Geographie nicht auftreiben wirst. Das Land bleibt sich durchaus gleich, und erst, als wir die Thäler der Mosel wieder erreicht hatten, empfanden wir eine sanftere Luft und sahen andere Menschen, als wir in der *Eifel* angetroffen hatten.

Die Kleidung und der Putz der *Eifeler* unterscheidet sie von den *Mosellanern* und *Hunsrückern* eben so sehr, als die Bauart ihrer Häuser und ihre Meubel. In der *Eifel* trägt der Mann an jedem Dekatentage einen blauen bis an die Knie reichenden Kittel als Überzug über sein grobes und schmutziges Unterzeug. Dieser Kittel ist in Form eines Hemdes zusammengesetzt, und wird mittelst einer Öffnung, die sich um den Hals schmiegt, über den Kopf angezogen. Er besteht meist aus grobem Linnen, die Vornehmen und Reichen tragen ihn feiner. An der Mosel gehen die Leute meist in blaues Tuch gekleidet, und auf dem *Hunsrück*

tragen sie weiße leinene Kittel, wie gewöhnliche Röcke gemacht. Man kann von dieser Kleidung auf den ersten Blick die Angehörigen dieser drei Partheien erkennen. Auf dem *Meienfelde* trägt man über den Rock von blauem oder braunem Tuche den leinenen Kittel des *Hunsrückers*, und sieht mehr auf saubere und feine weiße Wäsche, als in diesen Gegenden. An der Wäsche, scheint mir, läßt sich vorzüglich auch die Wohlhabenheit eines Landes erkennen. Der *Östreicher* und der *Baier* halten mehr darauf, als der *Deutsch-Böhme*, und der *Westfälinger*; der *Schwabe* und *Franke* mehr, als der *Niedersachse* und *Preusse*, und selbst der *Schlesier*, der die trefflichste Leinwand produziert, trägt schmutzigere Wäsche, als sein Nachbar, der *Mähre*.

Die Kleidung des weiblichen Geschlechts ist geschmacklos. Auf dem *Meienfelde* scheint sie mir am einfachsten und besten. Die Mädchen tragen auf dem Kopfe eine steif gefütterte Mütze, die in eine Haube mit einer falschen Spitze verändert werden muß, so bald sie heirathen. Man kann also hier mit Recht sagen: das Mädchen wird unter die Haube gebracht. Dem Busen wird auch ein freierer Spielraum gelassen, als an der Mosel, wo Alles enge und platt zusammen ge-

drückt wird, durch eine Kleidung, die nicht weniger schädlich und für den Wuchs gefährlich ist, als die Schnürbrüste. Man wird daher auch selten unter der niedern Volksklasse an der Mosel ein liebenswürdiges schönes Mädchen finden, woran aber auch die starke Arbeit, wie das Tragen des Düngers auf die höchsten Bergspitzen, Schuld sein mag.